

UNSERE ZUKUNFT LIEGT AUF DEM WASSER?

Ohnmächtiger Antiwilhelminismus in Ludwig Thomas Lausbubengeschichte ›Der Vornehme Knabe‹

Von Andreas Beck (Bochum)

Der erzählte Lausbub Ludwig jagt 1876 mit einem Spielzeugkriegsschiff symbolisch das neu gegründete Deutsche Reich in die Luft – ein politisch heilsames Zerstörungswerk, das die autobiographische ›Lausbubengeschichte‹ des Erzählers Thoma 1904 zu vergegenwärtigen sucht. Vergeblich, denn das erzählte Ich entzieht sich dem virtuos-ambivalenten narrativen Zugriff auf die eigene Vergangenheit, der den antimilitaristischen bayerischen Erzähler als Preußen wider Willen ausweist.

In 1876 the narrated young rascal Ludwig blows up a toy battleship, thus symbolically wreaking destruction on the newly founded German Empire. The narrator Ludwig Thoma attempts to reactivate this salutary political act in his autobiographical ›Rascal Story‹ of 1904. But the narrated „I“ evades the ambivalent reanimation of his own past; the antimilitaristic Bavarian narrator is shown up as an involuntary Prussian.

Ludwig Thomas ›Lausbubengeschichten‹ (1904), „das lustigste Buch“, das dem Rezensenten des ›Vorwärts‹ „seit Jahren in die Hände gekommen“, wird nahezu jeder, so der ›Berliner Börsen-Courier‹, „mit herzlichem Lachen aus der Hand legen“. ¹⁾ Die hinreißende Komik der satirischen Erzählungen lädt zu einem vernünftigen Leserlebnis ein, das sich überdies angenehm folkloristisch-rustikal tingieren lässt: Die „unterhaltsame [...] Verfilmung“ ²⁾ des wohl erfolgreichsten Werks des „bayerischen Heimatschriftstellers“ ³⁾ bietet „sorgsam rekonstruierte[] altbayrische[] Trachten und Milieus“ ⁴⁾ – und wenn der inzwischen in die Jahre gekommene Hansi Kraus, der damals die Hauptrolle übernahm, als ewiger Lausbub in einem kürzlich erschienenen Hörbuch Thomas Text liest, dürfen

¹⁾ Zit. nach: LUDWIG THOMA, *Kleinstadtgeschichten*, elftes bis fünfzehntes Tausend, München 1908, unpaginierte Verlagsanzeige am Schluss des Buchs.

²⁾ *Lausbubengeschichten*, BR Deutschland 1964, Regie: Helmut Käutner, Buch: Kurt Heuser und Georg Laforet (= Franz Seitz); vgl. *Lexikon des internationalen Films*, vollständig überarbeitete und erweiterte Neuausgabe, Reinbek bei Hamburg 1995 [zuerst 1987], S. 3280; Zitat ebenda.

³⁾ [http://de.wikipedia.org/wiki/Lausbubengeschichten_\(Film\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Lausbubengeschichten_(Film)) [letzter Zugriff 17. Mai 2009].

⁴⁾ *Lexikon des internationalen Films* (zit. Anm. 2), S. 3280.

„heiter-bajuwarische[] Klänge[]“, die „die Geschichten [...] begleite[n]“,⁵⁾ nicht fehlen. Angesichts solcher unbeschwert-fröhlichen weiß-blauen Rezeption mag die Aufforderung James P. Sandrocks befremdlich klingen, sich den ›Lausbubengeschichten‹ als einem „underrated [...] masterpiece of humorous literature“ endlich auch literaturwissenschaftlich zu nähern,⁶⁾ sie, wie auch andere Texte Thomas, als „truly artistic“⁷⁾ zu begreifen und „the exhausting task of criticizing closely the individual work[]“ auf sich zu nehmen.⁸⁾ Entsprechend karg nimmt sich denn auch die Forschungslandschaft aus: Soweit ich sehe, haben sich neben Sandrock selbst⁹⁾ lediglich Bernhard Gajek¹⁰⁾ und Walter Schmitz¹¹⁾ ausführlich mit den ›Lausbubengeschichten‹ befasst; Arbeiten jedoch, die die Faktur einzelner Erzählungen eingehend in den Blick nehmen, fehlen nach wie vor, und so möchte ich im Folgenden einen der gelungensten Texte der Sammlung einer genauen Untersuchung unterziehen: den ›Vornehmen Knaben‹. Es lohnt sich, gerade diese lustige Geschichte ernst zu nehmen, denn sie zeigt, mit merklichem Lokalkolorit ausgestattet, wie wenig eine sorglos-krachlederne Lektüre den ›Lausbubengeschichten‹ beizukommen vermag; die Analyse des ›Vornehmen Knaben‹ erschließt vielmehr ein Erzählen von beeindruckender künstlerischer Qualität, dem mindestens gesamtdeutscher Rang zukommt.

Ernst zu nehmen ist der Text zunächst im Hinblick auf Erlebnisse des Autors; mit dem identifizierenden Untertitel ›Aus meiner Jugendzeit‹ versehen (3)¹²⁾, provoziert das Titelblatt eine autobiographische Lesart¹³⁾ – und tatsächlich ist der dort genannte „Ludwig Thoma“ im ›Vornehmen Knaben‹ darauf bedacht, sich als

⁵⁾ Begleittext zu: LUDWIG THOMA, *Lausbubengeschichten*, gesprochen von Hansi Kraus, mit Musik von Matthias Meyer-Göllner, Hamburg 2004, in: <http://jumboverlag.de/produktdetail.php?mainmenuid=produkte&submenu=labelmenu&artikelkey=323> [letzter Zugriff 17. Mai 2009].

⁶⁾ JAMES P. SANDROCK, *Ludwig Thoma. Aspects of His Art* (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 83), Göppingen 1975, S. 52.

⁷⁾ Ebenda, S. 3.

⁸⁾ Ebenda, S. 5.

⁹⁾ Vgl. ebenda, S. 41–63, das Kapitel ›*Lausbubengeschichten* – Humor‹.

¹⁰⁾ BERNHARD GAJEK, Nachwort, in: LUDWIG THOMA, *Lausbubengeschichten*. Aus meiner Jugendzeit, mit 35 Zeichnungen von OLAF GULBRANSSON, Textrevision und Nachwort von BERNHARD GAJEK (= Serie Piper 853), 4. Aufl., München und Zürich 1999, S. 105–196 [zuerst 1989].

¹¹⁾ WALTER SCHMITZ, Nachwort, in: LUDWIG THOMA, *Lausbubengeschichten*. Tante Frieda, mit Illustrationen von Olaf Gulbransson (= RUB 8883), Stuttgart 1993, S. 217–242. – Wenig instruktiv sind die Ausführungen von FRITZ FENZL, *Ludwig Thoma. Ein bayerischer Dichter der Jahrhundertwende*, o. O. [Diss. München] 1983, S. 10–12 und S. 37–46.

¹²⁾ Zitate aus den ›*Lausbubengeschichten*‹ unter Angabe der Seitenzahl nach: LUDWIG THOMA, *Lausbubengeschichten*. Aus meiner Jugendzeit, siebentes bis zehntes Tausend, München: Albert Langen, 1905. Der Text ist mit dem der Erstausgabe identisch, „die Buchausgabe von 1904/05 wurde nachweislich bis zum 106.–110. Tausend (1928) [...] vom selben Satz abgezogen“; GAJEK, Nachwort ›*Lausbubengeschichten*‹ (zit. Anm. 10), S. 181. – Zitate aus anderen Texten Thomas unter Angabe von Band- und Seitenzahl nach: LUDWIG THOMA, *Gesammelte Werke*, 4 Bde., 7. bis 11. Tausend, München: Albert Langen, 1924.

¹³⁾ Vgl. SCHMITZ, Nachwort ›*Lausbubengeschichten*‹ (zit. Anm. 11), S. 222.

Erzähler seiner Kindheit zu versichern. Da ist zum einen der jugenhaft-zwanglose Sprachgestus: Das vorherrschende Erzähltempus ist das umgangssprachliche Perfekt, flankiert von den nicht eben gehobenen Präteritalformen ‚war(en)‘, ‚sagte‘, ‚fragte‘;¹⁴⁾ indirekte Rede begegnet meist im unkomplizierten Indikativ,¹⁵⁾ und wenn vereinzelt der Konjunktiv steht,¹⁶⁾ so ist er durch den bairischen Substandard gedeckt.¹⁷⁾ Die Syntax ist einfach gehalten – etwa durch Reihung schlichter Hauptsätze¹⁸⁾ –, und die wenig raumgreifenden Satzgefüge erstrecken sich selten über mehr als drei, niemals aber über mehr als vier Zeilen. Unter anderem hierdurch wirkt das Erzählen „weniger literarisch“, es mutet „unmittelbar“¹⁹⁾ an; eine „Sprachwelt des Kindes“,²⁰⁾ des umgehend mit dem Vornamen „Ludwig“ (131) bedachten Knaben, die folgerecht – wie auf dem Titelblatt avisiert – Ereignisse aus der Jugendzeit Ludwig Thomas einzufangen unternimmt.²¹⁾

¹⁴⁾ Daneben finden sich die harmlosen ‚Ausreißer‘ ‚traute‘ (136), ‚dachte‘ (137f., 144) und ‚meinte‘ (137, 140).

¹⁵⁾ Vgl. z. B. „und der Stationsdiener hat gesagt, es ist lauter Juchtenleder“ (131).

¹⁶⁾ Vgl. „er [...] sagte, er wäre auch gerne so stark“ (136) bzw. „Ich sagte aber, wenn man sich vor den Schlägen fürchten möchte“ (137); außerdem „Es wäre gescheiter gewesen, wenn er fortgelaufen wäre“ sowie „Ich möchte mich schämen, wenn ich so heulen könnte“ (143f.).

¹⁷⁾ Zu ‚wäre‘, ‚könnte‘ vgl. ›Erster Klasse‹, 4. Szene: „und i waar dahoam und [...] kunnt mi brav plag'n“ (IV, 231). Zu ‚möchte‘ vgl. ›Jozef Filsers Briefwexel. Zweites Buch‹, ›Das neie Barlahmend‹, „und bald mier ien gengen [...] sex Bichler krigen kenten mechten mir gleuch disses gescheft machen“ (II, 995). – Weiterhin gehören im ›Vornehmen Knaben‹ etwa die doppelte Verneinung („nie keinen Spaß haben“, 137) oder einzelne Vokabeln („Watschen“, „eine hinein[]hauen“, 143) dem Dialekt an.

¹⁸⁾ Vgl. z. B. „Dann habe ich ihm einen Stoß gegeben, und die Räder sind gegangen, und die Zündschnur hat geraucht.“ (141)

¹⁹⁾ GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 177.

²⁰⁾ Ebenda, S. 179; vgl. SANDROCK, Thoma's Art (zit. Anm. 6), S. 52f. – Wie stilsicher sich Thoma im ›Vornehmen Knaben‹, der vorletzten ›Lausbubengeschichte‹ (entstanden 1904, vgl. GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 166), inzwischen gezielt einer „souveränen, scheinbar kindlichen Erzählkunst“ (ebenda, S. 161) bedient, zeigt der Kontrast zu ›Gretchen Vollbeck‹, dem frühesten Text der Sammlung (verfasst 1902, vgl. ebenda, S. 165). Dort inszeniert der Erzähler seine Kindheit „später“ (11), er betont den zeitlichen Abstand zum erzählten Ich („damals, wie heute“, 9) und spricht folgerichtig wie ein Erwachsener: Fast ausnahmslos gebraucht er das Präteritum; indirekte Rede steht grammatisch korrekt im Konjunktiv („Schließlich sagte meine Mutter, sie sehe nur noch ein Mittel [...], und dies sei [...]“, 11). Auch anderweitig ist die Distanz zur ‚Jugendzeit‘ spürbar, etwa wenn das erzählende Ich sich in altklug-prätentiöser Alliterationshäufung „wegwerfend über dieses weibliche Wesen“ äußert, „das wahrscheinlich keinen Strumpf stricken könne“ (10; Hervorhebungen A. B.), oder wenn es sich in unkindlich ausufernden Satzgefügen ergeht: „Meine Mutter unterbrach mich aber mit der Bemerkung, sie würde Gott danken, wenn ein gewisser Jemand nur halb so fleißig wäre, wie dieses talentierte Mädchen, das seinen Eltern nur Freude bereite und sicherlich nie so schmachvolle Schulzeugnisse heimbringe.“ (10)

²¹⁾ Michael Fritzen kritisiert zu Recht, dass, gerade auch im Fall der ›Lausbubengeschichten‹, die für Thomas Texte „typischen biographischen Spuren“ oftmals zum „Angelpunkt des Verständnisses“ dienen: um „im Werk den Ausdruck des Menschen Ludwig Thoma zu sehen“, wodurch sich der „Blick für dezentere Strukturen trüb[t]“; MICHAEL FRITZEN, Das satirische Werk Ludwig Thomas, o. O. [Diss. Frankfurt/M.] 1971, S. 8f. – Wenn im Folgenden „Bezüge zwischen Autor und Werk“ dargelegt werden, so nicht, um diese im Rahmen einer

„Zum Scheckbauern ist im Sommer eine Familie gekommen. Die [...] ist aus Preußen gewesen“, und sie trifft mit „der Bahn“ ein (131) – das passt zum seinerzeitigen Wohnort der Familie Thoma: In Prien am Chiemsee, einem Ort, der nach Fertigstellung der Bahnlinie Rosenheim – Prien – Traunstein im Jahr 1860 vom Aufschwung des Fremdenverkehrs im Chiemgau wirtschaftlich profitierte,²²⁾ betrieb die Mutter einen Gasthof, um ihre dürftige Witwenpension aufzubessern. Sie tat dies seit Sommer 1876,²³⁾ und das ist exakt die Zeit, die sich empfiehlt, um das im ›Vornehmen Knaben‹ Dargestellte zu datieren: Der „Lateinschüler“ Ludwig „war in der ersten Klasse und darf aufsteigen“ (132), so wie der junge Thoma in eben jenem Sommer 1876.²⁴⁾ Auf dieses Jahr verweisen zudem die monatlichen Bezüge der Mutter; spärliche „hundertzehn Mark kriegt“ sie, „noch nicht fünfunddreißig Taler“ (133): Die „auf Grund des“ noch im Jahr der Reichsgründung beschlossenen „Gesetzes vom 4. Dez. 1871 [...] und des Münzgesetzes vom 9. Juni 1873“ eingeführte Mark hat die älteren deutschen Währungen abgelöst; das geschah mit Beginn des Jahres 1876, „bis Ende 1875 wurden sämtliche Landesmünzen außer Kurs gesetzt“,²⁵⁾ so auch der süddeutsche Gulden, „diese[] zu Ende 1875 erloschene[] Währung“.²⁶⁾ Es liegt mithin nahe, zumal der Sommergast den Betrag noch in die frühere preußische Talerwährung umrechnet, die geschilderten Begebenheiten kurz nach 1875 spielen zu lassen – warum nicht im Sommer 1876? Die genannte Summe trägt nicht nur dazu bei, die Handlung zeitlich einzuordnen; da sie recht genau mit dem übereinstimmt, „was Thoma [...] später schrieb: Die Mutter habe ‚eine Pension von etwa 100 Mark im Monat‘ erhalten“,²⁷⁾ erlaubt sie außerdem, das Geschehen einmal mehr als Reflex der Kindheit des Dichters aufzufassen. Derart präsentiert sich der ›Vornehme Knabe‹ stilistisch wie inhaltlich als authentisch-plastische Inszenierung eines „jugendlichen Erzählers, der alles erlebt hat [...], der vorbringt, was er eben oder kurz zuvor durchgemacht hat“;²⁸⁾ er präsentiert sich auf der Ebene des *discours* wie der *histoire* als überzeugender poetisch-realistischer Zugriff Thomas auf den jungen Ludwig, auf einen „genau umrissene[n] Ausschnitt[]“²⁹⁾ „aus meiner Jugendzeit“.

„psychologische[n] und biographische[n] Arbeit“ zu „verabsolutier[en]“, der „die Person des Dichters [...] den Weg zum Werk versperrt“ (ebenda, S. 10). Der vorliegende Beitrag soll vielmehr jene ‚dezentere[n] Strukturen‘, die poetische Faktur des ›Vornehmen Knaben‹ fokussieren; es ist mir entschieden, wie von Fritzen gefordert, darum zu tun, „die *Funktion* des Biographischen im Werk zu finden“ (ebenda, S. 11).

²²⁾ Vgl. <http://www.derchiemgauer.de/Cityguide/chiemgau.htm> [letzter Zugriff 17. Mai 2009].

²³⁾ Vgl. GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 142.

²⁴⁾ Vgl. ebenda, S. 120 und S. 169.

²⁵⁾ Meyers Großes Konversations-Lexikon, sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Aufl., Bd. 4, Leipzig und Wien 1903, S. 787 (s. v. ›Deutschland‹); lediglich „ein Teil der einfachen Taler“ (ebenda) blieb „bis 1. Okt. 1907 Kurantgeld, = 3 Mk.“ (ebenda, Bd. 20, 1908, S. 69, s. v. ›Vereinstaler‹).

²⁶⁾ Ebenda, Bd. 8, 1904, S. 515 (s. v. ›Gulden‹).

²⁷⁾ Vgl. GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 142.

²⁸⁾ Ebenda, S. 147.

²⁹⁾ Ebenda.

Worin aber gründet das Bestreben, mittels sorgfältiger künstlerischer Authentizitätssuggestion die eigene Kindheit wiederzubeleben? Bernhard Gajek zufolge versucht Thoma hierdurch, seine schwierige Kindheit im Medium der Literatur zu verarbeiten,³⁰⁾ „jene Situation [...], die der Familie der ›Lausbubengeschichten‹ zugrunde liegt: die Vaterlosigkeit, die finanzielle Beschränkung, die soziale Deklassierung und seelische Verstörung der Kinder.“³¹⁾ Die Streiche in den Erzählungen seien als nachträgliche Vergeltung des inzwischen Erwachsenen zu verstehen, als Vergeltung gegenüber Elternfiguren, Lehrern und Geistlichen, die sich an dem Jugendlichen ›versündigt‹ hatten.³²⁾ Die Aggression des Protagonisten im ›Vornehmen Knaben‹ wäre demnach ein später „Protest des Buben“ gegen die „Demütigung[] seiner Mutter, einer armen Witwe“,³³⁾ nachdem ihr der vornehme Herr das beschämende – „und sie ist ganz rot geworden“ (133) – Eingeständnis ihrer Armut abgezwungen hat. Die ›Lausbubengeschichten‹ eine schriftstellerische Selbsttherapie?³⁴⁾ Diese Lektüre mag ihre Berechtigung haben, doch ausgerechnet hinsichtlich der gattungskonstitutiven Lausbüberei des ›Vornehmen Knaben‹ erweist sie sich als dysfunktional – sodass ihr dessen Pointe unzugänglich bleibt und damit sein „Kunstcharakter und Kunstwert“, der sich aus dem „Abstand zur Wirklichkeit“ bei gleichzeitigem Bezug auf die „tatsächlichen Verhältnisse“ ergibt.³⁵⁾

Der erzählte Ludwig lernt Arthur kennen, den Sohn jener preußischen Familie: den vornehmen Knaben, der ein Spielzeugschiff besitzt, ein Kriegsschiff *en miniature*, das die Jungen auf einem Weiher schwimmen lassen. Sie spielen „Seeschlacht“, doch „das gefällt“ Ludwig „gar nicht; es ist eine Dummheit, wenn sich nichts rührt. Wenn es eine Schlacht ist, muß es krachen. Wir sollen Pulver hinein tun, dann ist es lustig“ (139). Er schüttet also ein „ganze[s] Paket Pulver“ (140) ins Schiff und lässt es mit brennender Zündschnur wieder in See stechen. Die Folgen sind absehbar: „Auf einmal hat es einen furchtbaren Krach getan“ (141), und als der durch einen vorbeifliegenden Bleisoldaten blessierte Arthur fragt, „wo sein Dampfschiff

³⁰⁾ Vgl. ebenda.

³¹⁾ Ebenda, S. 115; ähnlich SCHMITZ, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 11), S. 225. – Bei Sandrock spielt der biographische Aspekt nur eine Nebenrolle; seine Lektüre der ›Lausbubengeschichten‹ soll deren eigentümlichen ‚Humor‘ „as a significant facet of Thoma’s art“ (SANDROCK, Thoma’s Art, zit. Anm. 6, S. 42, profilieren, was jedoch nur ansatzweise gelingt: Der Humorbegriff bleibt unscharf, er meint im Grunde, unspezifisch-konventionell, das Erheiternde philanthropisch-milder gesellschaftskritischer Typensatire; und wenn Sandrock, durchaus treffend, Strategien komischen Erzählens herausarbeitet, bleibt die Frage, ob diese tatsächlich als repräsentativ für Thomas Dichtungen (vgl. ebenda, S. 49) bezeichnet werden können.

³²⁾ Vgl. GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 131.

³³⁾ Ebenda, S. 142.

³⁴⁾ Freilich bleibt Gajek nicht bei dieser individualpsychologisch restringierten Sicht stehen: So konstatiert er karikaturistisch pointierende Stilisierungstendenzen in den ›Lausbubengeschichten‹, die Absicht, das Erlebte ins Typische zu überführen (vgl. ebenda, S. 130f.), um fragwürdige gesellschaftliche Wertvorstellungen in moralisierender Satire der Lächerlichkeit preiszugeben (vgl. ebenda, S. 162).

³⁵⁾ Ebenda, S. 161.

ist“, ist „nichts mehr da; bloß der vordere Teil war noch da und ist auf dem Wasser geschwommen. Das andere ist alles in die Luft geflogen“ (142).

Um eine ›Lausbubengeschichte‹ zu werden, bedarf die Erzählung des fatalen Pulvers, über das der Protagonist zum Glück verfügt. Direkt im Anschluss an diese beruhigende Auskunft, just in dem Moment, da der Held als Lausbub zu agieren sich anschickt, probt nun der Erzähler den Schulterchluss mit ihm, indem er erstmals vom Perfekt bzw. Präteritum ins Präsens wechselt: „Ich habe ein Paket Pulver bei mir gehabt. Das habe ich immer, weil ich so oft Speiteufel mache“ (140). „Das habe ich immer“ – die Handlung reicht an die Gegenwart des Erzählens heran, Aktionen wie die geschilderte sind in ihr ohne weiteres wiederholbar: durch das erzählende Ich, das das Erzählte nicht nur *war*, sondern es „immer“ noch *ist*. Das scheint nicht weiter bemerkenswert, denn ein jugendlicher Erzähler vom Jahr 1876, der das Erzählte kurz zuvor erlebt hat, wird sich kaum anders äußern. Wer aber steht dafür, dass wir es mit einem solchen zu tun haben? Freilich hat die Annahme jener fingierten historischen Erzählinstanz einiges für sich, denn dass Ludwig Thoma noch 1904 stets Pulver bzw. Knallfrösche bei sich trug, mutet abwegig an – aber genau das war, Korfiz Holm zufolge, der Fall: Er berichtet, dass es jenem „den Jahren nach gesetzte[n] Herr[n] [...] ein ganz besonderes Fest ist, einen der Feuerfrösche, die er stets bei sich trägt, an seiner ewig brennenden Zigarre glimmen [zu] mach[en] und ihn [...] irgendwohin zu werfen [...], wo seine Explosion ängstliche Leute schwer erschrecken muß, indes er selbst so völlig unbeteiligt aussieht“; so habe Thoma „einmal in Tübingen [...] in dieser nicht sehr weiträumigen Stadt binnen einer halben Stunde ungestraft drei oder vier von diesen Fröschen knattern“ lassen.³⁶ – Mit jener erstmaligen Verwendung des Präsens behauptet also ein erwachsenes Autobiographen-Ich 1904 insgeheim, aber nachdrücklich seine Identität mit seinem erzählten kindlichen *alter Ego* von 1876. ‚Ludwig Thoma‘ hat ‚meine Jugendzeit‘ an entscheidender Stelle poetisch eingeholt, sie vergegenwärtigt, ihr Aktualität zugeschrieben – und dies nicht, weil schlecht verheilte psychische Wunden wieder bluteten: Der Lausbubenstreich, in dessen Rahmen jene erzählerische Operation erfolgt, zeigt, dass die dichterische Reanimation explosiver Vergangenheit aus einem anderen Grund an der Zeit ist.

Nicht nur der poetisch notwendige Sprengstoff, auch das Ziel seiner destruktiven Wirkung macht die Ferien 1876 im Jahr 1904 brandaktuell. Das vernichtete Spielzeugschiff „ist ein Kriegsschiff und heißt ›Preußen‹“ (136), es handelt sich um die Nachbildung eines militärischen Prestigeobjekts: „Nach Gründung des Deutschen Reiches“ baute „der Stettiner ›Vulkan‹ [...] 1871 das erste deutsche Panzerschiff ›Preußen‹“,³⁷ das 1873 vom Stapel lief;³⁸ 1896 war es durch das Linienschiff ›Kai-

³⁶) KORFIZ HOLM, Ludwig Thoma und Olaf Gulbransson wie ich sie erlebte, München 1953, zit. nach GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 160; vgl. auch SCHMITZ, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 11), S. 224: Er betont zu Recht, vgl. das Folgende, im Hinblick auf die ›Lausbubengeschichten‹ das antiwilhelminische Provokationsmoment solcher Streiche.

³⁷) Lokales, in: Vossische Zeitung (Morgen-Ausgabe) 3. März 1911, S. 5f., zitiert nach DWDS. Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jh., <http://www.dwds.de/> (Rubrik ›Corpora, Suchbegriff ›VULKAN‹) [letzter Zugriff 17. Mai 2009].

ser Friedrich III. (ersetzt worden³⁹⁾) und fungierte fortan, „veraltet[.]“, nur mehr als „Hafenschiff[.]“,⁴⁰⁾ bevor es im November 1903 in ›Saturn‹ umbenannt wurde⁴¹⁾ – denn in diesem Jahr lief eine neue ›Preußen‹ vom Stapel, eines der größten Linienschiffe der mittlerweile hochgerüsteten kaiserlichen Kriegsmarine.⁴²⁾

Damit wird klar, wogegen sich die Aktion des Lausbuben richtet. Mit seelischen Verletzungen des Kindes hat sie nichts zu schaffen; der Protagonist weiß nicht, was er tut, sein Gegner existiert ja noch gar nicht: In einer „flottenlosen Zeit“, lange bevor „Kaiser Wilhelm II. mit dem festen Vorsatze den Thron best[e]ig[t] [...], dem Deutschen Reiche eine große Flotte zu schaffen“,⁴³⁾ jagt Ludwig mit dem Spielzeug des vornehmen Knaben bereits sinnbildlich jenes spätere „Spielzeug Wilhelms II.“⁴⁴⁾ in die Luft. Letzterer wird in zwanzig Jahren erklären, dass „aus dem Deutschen Reich [...] ein Weltreich geworden“ ist, dass „deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit [...] über den Ozean“ gehen;⁴⁵⁾ er wird zu einer „in der geraden Entwicklungslinie des Deutschen Reiches“ liegenden „Weltpolitik“ aufrufen, die einer „starke[n] Flotte“ bedarf⁴⁶⁾ – doch diese germanische Geradlinigkeit, die sich in gefahrvoller imperialistischer Weite verliert, biegt der lokalpolitische Lausbub 1876 frühzeitig um in die bayerische Provinz, wo er sie mit dem Untergang der ›Preußen‹ wenig rühmlich verabschiedet: nicht auf dem Ozean, nicht auf dem Chiemsee, dem „*Bayrische[n] Meer*“,⁴⁷⁾ sondern „in Rafenauer seinem Weiher“ (136). Mit dem „furchtbaren Krach“ (141) auf jenem Teich findet das marine Kaiserwort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ einen antimilitaristischen „Widerhall“ bei einem tatsächlich „tatenfrohen, vorwärtstrebenden Element[.] der Nation“⁴⁸⁾ – bei einem Lausbuben, der mit dem „Kriegsschiff [...] ›Preußen‹“ (136), das 1904 den Bogen

³⁸⁾ Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon (zit. Anm. 25), Bd. 4, 1903, Textblatt ›Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte am 1. Juli 1903‹, nach S. 792 (s. v. ›Deutschland‹).

³⁹⁾ Vgl. Kaiserreden. Reden und Erlasse, Briefe und Telegramme Kaiser Wilhelms des Zweiten. Ein Charakterbild des Kaisers, hrsg. von A. OSKAR KLAUSSMANN, Leipzig 1902, S. 263.

⁴⁰⁾ Meyers Großes Konversations-Lexikon (zit. Anm. 25), Bd. 4, 1903, Textblatt ›Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte am 1. Juli 1903‹, nach S. 792 (s. v. ›Deutschland‹).

⁴¹⁾ Vgl. <http://www.bundesarchiv.de/foxpublic/5A6EB6BB0A06221200000000CEBD79B0/k-4-7-10.html> [letzter Zugriff 17. Mai 2009].

⁴²⁾ Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon (zit. Anm. 25), Bd. 13, 1906, Textblatt ›Übersicht der Kriegsschiffe der wichtigsten Seemächte. I. Linienschiffe der Seemächte Mitte 1905‹, nach S. 304 (s. v. ›Marine‹).

⁴³⁾ ERNST ZU REVENTLOW, Deutschlands auswärtige Politik 1888–1913, Berlin 1914, S. 57f.

⁴⁴⁾ Eine bei den „Sozialdemokraten“, aus deren „Reden [...] sich ein ununterbrochener Hohn“ über die kaiserlichen Marineprojekte „ergoß“, beliebte Wendung; HEINRICH FRIEDJUNG, Das Zeitalter des Imperialismus 1884–1914, zweiter Band, Berlin 1924, S. 108.

⁴⁵⁾ „Der Kaiser am 18. Januar 1896 – gelegentlich der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Deutschen Reiches –“, zitiert nach zu Reventlow, Auswärtige Politik (zit. Anm. 43), S. 60.

⁴⁶⁾ Ebenda.

⁴⁷⁾ Meyers Großes Konversations-Lexikon (zit. Anm. 25), Bd. 4, 1903, S. 20 (s. v. ›Chiemsee‹).

⁴⁸⁾ FELIX RACHFAHL, Kaiser und Reich 1888–1913. 25 Jahre preußisch-deutscher Geschichte. Festschrift zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. Deutschen Kaisers, Königs von Preußen, Berlin 1913, S. 136 – Jenen „Spruch“ äußerte „Wilhelm[.] II. bei der Einweihung des neuen Hafens in Stettin 23. Sept. 1898“; Meyers Großes Konversations-Lexikon (zit. Anm. 25), Bd. 19, 1908, S. 933 (s. v. ›Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!‹).

von der Reichsgründung bis zur jüngsten Vergangenheit spannt, das gesamte preußisch dominierte kriegerische Zweite Reich annihiliert: „es war aber nichts mehr da“ (142).⁴⁹⁾

Jetzt lässt sich angeben, weswegen der Erzähler 1904 seine Kindheit so sorgfältig inszeniert, weswegen er auf seine Identität mit seinem erzählten Ich von 1876 pocht: Im Interesse einer gegenwärtig notwendigen gesellschaftlichen Neuorientierung ist es ihm um die Rückgewinnung früherer Handlungsspielräume zu tun, um die Wiederbelebung einer Jugendzeit, in der die inzwischen stattgefundene politische Fehlentwicklung noch zu verhindern, in der ein besseres Deutschland und vor allem Bayern jenseits preußischer Hegemonie⁵⁰⁾ noch vorstellbar gewesen wäre.⁵¹⁾

Doch der ›Vornehme Knabe‹ vermag es nicht, jene befreiende Vergangenheit lebensecht ins Werk zu setzen. Von ihr unterscheidet er sich nicht erst durch satirisch karikierende Typisierung bzw. schelmische Verklärung;⁵²⁾ ihn trennt schon als literarischen Versuch, die eigene Vergangenheit einzufangen, eine unüberbrückbare Kluft von der wirklich verlebten Kindheit. Zu deren tatsächlicher Wiederholung ist er als bloße autobiographische Fiktion nicht in der Lage, er stellt lediglich einen ohnmächtigen poetischen „Speiteufel“ (140) vor, außerstande, die problematischen aktuellen Gesellschaftsstrukturen zu sprengen. So bewegt sich die ›Lausbubengeschichte‹ notgedrungen in preußisch-deutschen Bahnen, und der erwachsene Erzähler, der die Partei seines antimilitaristischen erzählten Ichs ergreift, der den „starke[n] Bayer[n]“ (136) von damals wiedererstehen lassen will, geht im Rahmen narrativer Authentizitätssuggestion zugleich auf Distanz zum Protagonisten.⁵³⁾

⁴⁹⁾ Es erstaunt, dass wohl nur WALTER SCHMITZ (Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 11), S. 234f.) den nicht eben versteckten Angriff des ›Vornehmen Knaben‹ auf das „geeinte[] Reich der Deutschen“ würdigt; er setzt indes einen anderen, die vorliegenden Ausführungen ergänzenden Akzent. Dem Leitaspekt seiner Analyse der ›Lausbubengeschichten‹ folgend, versteht Schmitz die Versenkung der ›Preußen‹ als entlarvende Attacke auf die im gesellschaftlichen ›System‹ praktizierte Entleerung der Sprache zur verlogenen Phrase: Nachdem Arthur beim gemeinsamen Spiel sich in der soldatischen „Sprache des Kaisers“ ergehe – etwa „Jungens, gebt ihnen noch eine Breitseite!“ (139) – und es doch eigentlich „krachen“ (ebenda) müsste, „stellt Ludwig die Realität zur Phrase her“, und „dank seiner Mithilfe folgt nun auf das uneigentliche ›Wort‹ des preußischen Knaben die wirkliche ›Tat‹: [...] das Kriegsspiel erweist sich als selbstzerstörerisch; das Spielzeugschiff ›Preußen‹ sinkt, wie es auch dem Staatsschiff in einem Krieg der Erwachsenen zu prophezeien wäre.“

⁵⁰⁾ Sie wird im ›Vornehmen Knaben‹ bereits mit jenen „hundertzehn Mark [...], noch nicht fünfunddreißig Taler[n]“ (133) greifbar – die neue reichsdeutsche sowie die alte preußische Währung werden genannt, nicht aber der bayerische Gulden.

⁵¹⁾ Diesen merklichen bajuwarischen Akzent verkennt Sandrock, wenn er bemerkt, dass „no actions“ in den ›Lausbubengeschichten‹ „result from [...] Bavarian attitudes“, wenn er konstatiert, daß Thoma in seiner Erzählammlung das Thema ›Heimat‹ suspendiere „to write about a problem common to all cultures and nations – the universal problem of youth“; SANDROCK, Thoma's Art (zit. Anm. 6), S. 62.

⁵²⁾ Vgl. GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 130f., 147 und S. 162.

⁵³⁾ SANDROCK, Thoma's Art (zit. Anm. 6), S. 48, liest die ›Lausbubengeschichten‹ zwar als „an incisive study of the vast gulf which separates [...] the world of the child and that of the adult“, doch er versäumt es, „the [...] tense[] adult-child relationship“ nicht nur auf der Ebene des Dargestellten, sondern auch auf der des Erzählvorgangs zu verorten.

Das geschieht bereits zu Beginn des Texts. Um das Geschilderte „direkter und lebendiger[,] [...] mündlich“ wirken zu lassen, wird in den ›Lausbubengeschichten‹ „eine Exposition [...] meist nur angedeutet“;⁵⁴) der ›Vornehme Knabe‹ ist nun aber mit einer solchen versehen, die der beschriebenen Simulation unmittelbar-lebensnaher Mündlichkeit zuwiderläuft, deren gespaltene Erzählperspektive die inszenierte Nähe von erzählendem und erzähltem Ich in Frage stellt. Da ist zum einen, jenem Authentizitätseffekt gemäß, die bajuwarisch-heimatliche Innensicht, von der aus das Unnatürlich-Fremde der preußischen Sommerfrischler kritisch in den Blick gerät: „Sie hat immer Handschuhe angehabt“ (131), heißt es über die auswärtige Dame, sie „hat uns durch einen Zwicker angeschaut. Es war aber kein rechter Zwicker, sondern er war an einer kleinen Stange, und sie hat ihn auf- und zugemacht“ (132). Aus gutem Grund betrachtet der erzählte „Ludwig“ (131) das optische Instrument, durch das er fokussiert wird, mit besonderem Interesse – „und sie hat wieder ihren Zwicker vor die Augen gehalten“ (133) –, denn der Lausbub des ›Vornehmen Knaben‹ verdankt seine poetische Existenz diesem bewaffneten Blick. Das erzählende Ich nämlich kennt nicht nur jene unverfälscht-bodenständige Perspektive; als Instanz, die ‚meine Jugendzeit‘ künstlerisch-künstlich evoziert, erschreibt es sich ‚seine‘ Geschichte so folgerichtig wie dezidiert unter dem artifiziellen Blickwinkel der Fremden: Der Erzähler ist selbst ein Fremder, er visiert das Eigene von außen an, entwirft es *sub specie Borussiae*. Es ist ja nicht so, dass die Preußen, „wie sie den ersten Tag da waren“, allein und funktionslos „im Dorf herum[gehen]“ (131); sie sind in guter Gesellschaft, in der des Rezipienten sowie des Erzählers, die sich gleichfalls, zusammen mit ihnen, im ›Vornehmen Knaben‹ erstmals im Dorf umsehen. Gemeinsam „[s]chau[en]“ wir „die Häuser an[]“, „möchte[n] nur wissen, von was diese Leute leben“ (ebenda), und erfahren dies – von „Lunge mit Knödel“ –, da der Kölner (vgl. 139) stellvertretend „Was essen Sie da?“ (132) fragt. Durch die Neugier des Rheinländers, „da hat er zu mir gesagt, was ich bin“, ergründen wir das Sein des Protagonisten, „ich bin ein Lateinschüler“ (ebenda), und dank des indiskreten Wissensdrangs des Touristen wird uns außerdem bekannt, „wieviel“ die Mutter „Geld kriegt im Monat“, besagte erstaunlich karge „hundertzehn Mark“ (132f.). Zielstrebig nähert sich die ›Lausbubengeschichte‹ eingangs der alten Heimat, dem erzählten Ferien-Ich von 1876 – um ihm doch fernzubleiben. Das Eigene gewinnt dadurch Kontur, dass der Erzähler gleichsam mit Hilfe des unnatürlich-künstlichen Blicks durch die preußische Lorgnette der Urlauberin eine Art süddeutscher Menagerie konstruiert; er fingiert den *homo bavaricus* als eigenartige ethnische Spezies, die zu Ende der Exposition weiterhin unverständlich bleibt: „Ich möchte bloß wissen, von was diese Leute leben“, wiederholt der Gast (133).⁵⁵) Der Erzähler

⁵⁴) GAJEK, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹ (zit. Anm. 10), S. 177f.

⁵⁵) Mit dieser Frage schließt der einleitende Abschnitt, der „erste[] Tag“ (131); der nachfolgende Absatz beginnt dann „am andern Tag“ (133). – Schmitz erkennt die von „sozialer Verachtung“ geprägte Sicht der vornehmen Preußen auf „diese[] ,andere[] Welt‘ Bayerns“ (SCHMITZ, Nachwort ›Lausbubengeschichten‹, zit. Anm. 11, S. 234), nicht aber die Verstrickung des Erzählers in diese problematische Perspektive.

bedient sich auswärtiger Erzähl-Perspektivfiguren, um eine fragwürdige poetisch-produktive Leserreise zu veranstalten, die das Land seiner Kindheit als kuriose *terra incognita* heraufbeschwört und derart wenig geeignet scheint, auf ein authentisches Bayern von früher und ein lebendiges erzähltes Ich daselbst zuzugreifen.⁵⁶⁾

Entsprechend demonstriert der Schluss des ›Vornehmen Knaben‹, dass jenes erzählte Ich erschriebener ‚Jugendzeit‘ unzugänglich bleibt; der erneute Gebrauch des Präsens als Erzähltempus, nachdem sich der politisch brisante Streich ereignet hat, zeigt, dass es sich literarischer Vergegenwärtigung entzieht. Die Detonation auf dem Weiher ruft dessen wütenden Eigentümer herbei; „der Arthur ist stehen geblieben, und der Rafenauer hat ihm die Ohrfeigen gegeben. Er ist furchtbar grob“ (143). Dem Lausbuben hingegen passiert nichts: „Ich bin gleich davon“, denn „ich habe schon gewußt, daß er“, der Rafenauer, „einen Zorn auf uns hat, weil ich und der Lenz ihm so oft seine Äpfel stehlen, und er kann uns nicht erwischen“ (ebenda). ‚Er kann uns nicht erwischen‘ – das gilt nicht nur für den grobschlächtigen Dorfbewohner, sondern auch für den feinsinnigen Erzähler: Ehedem gab er mit dem Wechsel ins Präsens vor, eins mit dem erzählten Ludwig geworden zu sein, ihn poetisch ‚erwischt‘ zu haben. Das widerruft er nun, da er abermals die Darstellung auf die Erzählgegenwart hin transparent werden lässt, denn ‚jetzt‘ *entwischt* ihm der Protagonist: Festhalten kann er nur jenen ändern, „den Arthur hat er *jetzt* erwischt“ und „ihm [...] eine Watschen gegeben“ (ebenda; Hervorhebung A. B.) – das Vorhaben, sich in sein historisch progressives Kindheits-Ich hineinzudichten, ist gescheitert. Nachfolgend begegnet das Geschehen noch zweimal im Präsens, und in beiden Fällen wiederholt sich jene missliche Konstellation: Für Arthur, wird gesagt, „wäre“ es „gescheiter gewesen, wenn er fortgelaufen wäre; der Rafenauer kann nicht nachkommen, weil er so schnauft. Man muß immer um die Bäume herumlaufen, dann bleibt er gleich stehen und sagt: ‚Ich erwisch enk schon noch einmal.‘ Ich und der Lenz wissen es“ (143f.). Und das Ende der Erzählung lautet: „Aber wenn mich der Herr sieht, hebt er immer seinen Stock auf und ruft: ‚Wenn ich dich mal erwische!‘ Ich bin aber nicht so dumm wie sein Arthur, daß ich stehen bleibe.“ (145) Der Erzähler bekommt sein erzähltes Ich jeweils nicht zu fassen, anders als den vornehmen Knaben, der lediglich im Konjunktiv „fortgelaufen wäre“ bzw. im letzten Halbsatz nochmals „stehen bleib[t]“, der ausgerechnet dort nochmals greifbar wird und in der Konsequenz zur titelgebenden Figur avanciert – während der Lausbub

⁵⁶⁾ Das geht auch anders – vgl. die ›Einleitung‹ zu ›Agricola‹, wo der Erzähler als fraglos ortskundig-kompetente Instanz den vorurteilsbehafteten Leser bei der Hand nimmt, um ihn aufzuklären, um ihn poetisch im wahren Bayern ankommen zu lassen: „Ich will dich in das kleine Dorf führen, wo die Geschichten spielen. Du bist schon dort gewesen oder doch daran vorbeigefahren, aber du hast nicht acht darauf gehabt. Denn wer diese Gegend nur flüchtig sieht, mag sie wohl für reizlos halten; [...] nichts Großartiges, was den Blick fesselt oder den Wunsch aufkommen läßt, anzuhalten und länger zu bleiben. [...] Aber steig nur aus und geh’ mit mir dort auf den Hügel hinauf. Vielleicht findest du manches, was dir gefallen mag, und vielleicht nimmst du Anteil an denen, die hier ihre Freude suchen und ihre Arbeit tun. [...] Meinst du nicht, daß es sich verlohnen könnte, das kleine Leben kennen zu lernen? [...] [I]ch will im Nachstehenden dieses Leben schildern“ (II, 11f.).

sich davonmacht. So verfehlt die Erzählung in ihrem Schlusswort endgültig den gattungskonstitutiven Protagonisten, sie wird gerade nicht zu einer ›Lausbubengeschichte‹; der Erzähler fängt lediglich eine Figur ein, die die Entwicklung zum Lausbuben verweigert und eben nicht, wie „versprochen“, der Schwester sowie dem Hauslehrer „eine Blindschleiche in das Bett leg[t]“ (137; vgl. 145).

Aber bedeutet der Umstand, dass der Lausbub seinen Verfolgern innerhalb des Erzählten entwischt, zugleich, dass er sich dem Erzählvorgang entzieht? Durchaus, denn sowohl der Rafenauer als auch der Sommergast, beide versuchen im Auftrag des Erzählers nicht nur physisch, sondern auch verbal des ‚Lausbuben‘ habhaft zu werden – vergeblich: „De Saububen“ (143) grantelt jener, „Ein solcher Lausejunge!“ (145) ruft dieser; das Wort ‚Lausbub‘, mit dem andere Geschichten der Sammlung keineswegs geizen,⁵⁷⁾ findet, durch seine Aufspaltung absichtsvoll ausgespart, keinen Eingang in den Text. Es bleibt dabei: Der Erzähler ist außerstande, eine veritabile ›Lausbubengeschichte‹ vorzulegen, in poetischer Rede den heilsam subversiven bayerischen Lausbuben von 1876 anstelle des angepassten vornehmen preußischen Knaben festzuhalten. Indem er somit zuletzt Arthur nahe steht, mit dessen Eltern er anfangs gemeinsame Sache machte, hat er sich denkbar weit vom erzählten Ludwig entfernt: Er erscheint selbst angepasst, borussifiziert, ein Preuße, der keiner sein sollte – wie jene Familie aus der Rheinprovinz, aus dem katholischen „Köln“ (139), der er sich anschließt und die im Kulturkampf der 1870er doch erfahren haben sollte, wie unpreußisch sie eigentlich ist. Aber der preußische Militarismus behauptet im ›Vornehmen Knaben‹ seine reichsdeutsche Geltung: Es ist ja nur eine Pseudo-›Lausbubengeschichte‹, die einen außerpoetisch bedeutungslosen Angriff auf ihn, auf die kaiserliche Marine wagt, misslingende bayerische Heimatdichtung, die als kryptopreußische ohnehin auf seiner Seite steht.

Dennoch hat sich das erzählerische Unternehmen gelohnt. Da ist zum einen die zwar ohnmächtig-realtätsferne, jedoch im Widerspiel von suggerierter Authentizität sowie zugleich offengelegter Artifizialität künstlerisch virtuose autobiographische Fiktion eines anderen Deutschlands bzw. Bayerns – und zum andern das Palliativ befreienden Lachens: über den groteskkomischen, leider nur symbolischen Untergang Preußens ‚in Rafenauer seinem Weiher‘, aber auch über das im Grunde tragische Versagen eines Erzählers, dem sein erzähltes Ich einen Lausbubenstein spielt, indem es ihm davonläuft, indem es nicht so dumm ist, dass es stehen bleibt. Auf diese Weise wird der ›Vornehme Knabe‹ in seinem Scheitern am Ende doch noch zu einer ›Lausbubengeschichte‹.

⁵⁷⁾ Vgl. etwa ›Onkel Franz‹ (43–47), dort steht „Lausbub“ – ein wenig penetrant – viermal auf insgesamt fünf Seiten.